

Von Souk El Arba in die Kiki-Bar

Von Beat Stauffer * Seit über 20 Jahren arbeiten marokkanische Nachtclubtänzerinnen in der Schweiz. Doch kaum jemand weiss davon; die Diskretion der Marokkanerinnen ist legendär.

30. Januar 1998, Tag des kleinen islamischen Opferfests, *Aid-es-seghir*. Es ist halb sechs Uhr abends, und die Tür der Kiki-Bar im Basler Matthäusquartier steht offen. Ein würziger, scharfer Geruch, der von ferne an Weihrauch erinnert, steigt aus einer Blechschüssel neben der Tür auf.

Noch fehlen die Kunden in der Kiki-Bar. Zwei füllige junge Frauen aus der Ukraine und eine karibische Schönheit machen sich fürs abendliche Geschäft bereit. Hinter der Theke füllt Sadiâ, die Gerantin der Bar, Bier- und Cocaflaschen auf.

Sadiâ ist auf den ersten Blick die perfekte Bardame: Elegant gekleidet, charmant, die leicht blond getönten Haare hochgesteckt, sexy, aber keineswegs ordinär. An der Wand hängt das kantonale Wirtediplom, das sie vor wenigen Wochen erworben hat.

Das einzig Erstaunliche an Sadiâ ist ihre Nationalität: Sie stammt aus einem kleinen Dorf im Süden Marokkos, aus der Gegend der Chleuhs, wo man auf den Strassen und in den Cafés berberisch spricht und darauf auch stolz ist. Sie ist weit und breit die einzige Gerantin einer Bar aus einem arabisch-islamischen Land.

Doch Sadiâ sieht darin überhaupt kein Problem. In Marokko, sagt sie, sei man in solchen Dingen freier als anderswo in diesen Breitengraden, und den Islam, ja den Islam trage sie im Herzen. Nein, den Fastenmonat habe sie nicht *comme il faut* begangen, aber gehen die Christen hierzulande denn immer am Sonntag in die Kirche? Also. Dass sie den heimischen Traditionen, den religiösen Festen ihres Landes immer noch verbunden sei, zeige doch deutlich die rituelle Räucherung, die sie just an diesem Abend in der Kiki-Bar vornehme.

Über ihre eigene Karriere in der Branche und über ihre persönlichen Verhältnisse mag Sadiâ nicht reden. Das tue doch nichts zur Sache, meint sie lächelnd. Natürlich, sie kennt die Szene seit mehr als 17 Jahren, als sie als junge Frau in die Schweiz kam, und sie weiss sehr wohl, wie das Leben einer Nachtclubtänzerin aussieht. Doch mehr als Gemeinplätze - "Marokkanerinnen sind halt einfach die schönsten Frauen" - sind der charmanten und geschäftstüchtigen Chefin nicht zu entlocken.

Wie aber erleben marokkanische Gogo-Girls und Prostituierte ihr Leben in der Schweiz? Wie haben sie den Weg nach Lausanne, Zürich oder Oftringen gefunden? Es erweist sich als äusserst schwierig, an solche Frauen überhaupt heranzukommen; die Angst vor Publizität scheint riesengross. Nur mit Hilfe einer hier lebenden marokkanischen Lehrerin gelang es schliesslich, mit zwei Tänzerinnen zu sprechen.

Nennen wir sie Fatima und Khadija. Ob ihre Erfahrungen repräsentativ sind, muss offen bleiben; Untersuchungen zu diesem Thema gibt es nicht. Fatima ist von einer der angeblich rund 15 Agenturen in Casablanca rekrutiert worden. Sie arbeitete bereits in Casablanca in einem Nightclub und wusste, worauf sie sich einliess. Ausschlaggebend waren für sie die wesentlich besseren Verdienstmöglichkeiten in der Schweiz.

Khadija hat hingegen von einem Schweizer Touristen einen Heiratsantrag erhalten. In der Schweiz dann das böse Erwachen: Ihr Zukünftiger stellte sich als Salonbesitzer heraus, der zwecks Sicherstellung der bereits getätigten Auslagen gleich zu Anfang den Pass seiner neuen "Verlobten" beschlagnahmte. Zur Prostitution gezwungen, sieht Khadija vorderhand keine andere Möglichkeit, als sich in ihr "Schicksal" zu fügen. Da sie ihre Ehre ohnehin für verloren glaubt, hofft die junge Frau nun darauf, sich zumindest in ein paar Jahren mit dem Ersparten in Marokko eine eigene Existenz aufbauen zu können.

Khadija ist oft depressiv und unglücklich; mit der Mentalität der Leute hierzulande tut sie sich schwer. Fatima hingegen hat sich offenbar recht gut arrangiert; die Schweiz gefällt ihr, und sie schätzt es, hier ihre Ruhe zu haben.

Altbekannte Geschichten. Das Besondere an den Erfahrungen der marokkanischen Tänzerinnen ist wohl der Zwang zur totalen Diskretion und die riesige Angst, von Landsleuten identifiziert zu werden. Fatima färbt sich die Haare und gibt sich konsequent als Französin aus. Khadija vermeidet es zumindest, Arabisch zu sprechen.

Mit eigenen Landesleuten haben beide Frauen wiederholt unliebsame Erfahrungen gemacht. Die einen geben sich offenbar gerne als Beschützer aus, wollen Sex zu marokkanischen Tarifen und setzen gelegentlich etwas Druck auf. Die andern - Strenggläubige - sind sehr viel unangenehmer. Es komme immer wieder vor, dass sie von solchen Typen auf üble Weise beschimpft würden, erklären die beiden Tänzerinnen. Die schlimmsten Erfahrungen haben Fatima und Khadija allerdings mit Frauen gemacht: Eine in der Region Zürich lebende Marokkanerin soll gar eigens nach Casablanca geflogen sein, um den Eltern von Khadija Beweise für das schändliche Leben ihrer Tochter vorzulegen. "Darum ist es für uns so wichtig", sagen die beiden übereinstimmend, "zu schweigen und uns zu verstecken."

Kein Wunder, dass sich Tänzerinnen aus Marokko auch nicht beim Fraueninformations-zentrum (FIZ) in Zürich oder andern Beratungsstellen um Hilfe bemühen. "Frauen aus dem Maghreb finden den Weg zu uns nicht", erklärt Brigitte Schmid vom FIZ. Man wisse praktisch nichts über diese Tänzerinnen und ihre Lebenssituation. Ganz ähnlich tönt es von der Beratungsstelle Xenia in Bern: Zwar sei es schon zu einzelnen telefonischen Kontakten gekommen, jedoch nie zu einer persönlichen Beratung. Die marokkanischen Tänzerinnen hätten die vereinbarten Termine, wohl aus Angst, immer platzen lassen. So muss vermutet werden, dass diese Frauen in Problemlagen ganz auf sich allein gestellt sind und bestensfalls auf die Solidarität ihrer Arbeitskolleginnen zählen können.

Dazu kommt ein zweites. Viele der marokkanischen Gogo-Girls suchen sich möglichst schnell einen Schweizer Mann, um dank der Heirat in der Schweiz eine definitive Aufenthaltsberechtigung zu erhalten. Eine solche Ehe widerspricht aber den Vorschriften des Islam, es sei denn, der Ehemann konvertiere, was in den meisten Fällen nicht geschieht. So stehen auch diejenigen, die über eine gesicherte Existenz in der Schweiz verfügen, unter einem gewissen Druck.

Der Umstand, dass arabische Frauen als Animierdamen und Gogo-Girls tätig sind, ist ein grosses Tabu. Der Grund liegt auf der Hand: Diese Rolle ist schlicht unvereinbar mit dem traditionellen arabisch-islamischen Frauenbild, mit Jungfräulichkeitsmythos und traditionellen Ehrbegriffen. Während aber im Alltag vieler muslimischer Länder eine gewisse Diskrepanz zwischen religiösen Geboten und der Praxis durchaus toleriert wird, dürfte insbesondere für

islamistische Kreise schon die Vorstellung, dass arabische Frauen Champagner trinken, sich den lüsternen Blicken von Ungläubigen hingeben oder sich gar prostituieren, die reinste Provokation sein. So ist es naheliegend, dass sich arabische Nachtclubtänzerinnen äusserst diskret verhalten. Ihre Familie lassen sie meist im Glauben, dass sie in Europa einer angesehenen Arbeit nachgehen, und ihren in der Schweiz lebenden Landsleuten gehen sie nach Möglichkeit aus dem Weg. Die Angst, dass die Kunde vom anrühigen Geschäft den Weg ins heimatliche Dorf finden und den Ruf ruinieren könnte, ist riesengross. Totale Diskretion ist angesagt; Fotos von marokkanischen Tänzerinnen sucht man deshalb im Aushang der meisten Nachtclubs vergebens.

Dieselbe Diskretion legen auch die Agenturen an den Tag, welche die Nachtclubtänzerinnen aus Marokko vermitteln. Sie befinden sich praktisch alle in der Westschweiz. Etwa die Agentur Starline in Lausanne, die schon seit 18 Jahren im Geschäft ist. Doch die marokkanische Inhaberin mag sich nicht gross zum Thema äussern. "Die Mädchen möchten nicht gestört werden", lässt sie verlauten; nähere Auskünfte will sie nicht erteilen.

Einer ist allerdings gesprächig und sieht auch keinen Grund, ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Bernard Eisenbart, Besitzer des Nachtclubs "Sphinx", ein Ostschweizer, den es aus unerfindlichen Gründen ins Unterwallis verschlagen hat. Ein Profi, der das Metier in- und auswendig kennt, aber dennoch weder abgebrüht noch brutal wirkt.

Monsieur Eisenbart kommt bei einem Ristretto ins Erzählen, lässt sich weder von Natelanrufen noch von einer Brasilianerin aus der Ruhe bringen, die ihn alle paar Minuten auf wichtigere Geschäfte hinweist. "Die Marokkanerinnen", diktiert Monsieur Eisenbart mit Kennermiene, "sind die einzigen Girls, die sofort begreifen, worum es in diesem Geschäft geht". Ideale Frauen für dieses Metier. Die muss man nicht erst anlernen. Die wissen auch, wie man einen Kunden an der Stange halten kann. Und, nicht ganz nebensächlich, sie schaffen den grössten Champagnerumsatz. "C'est une race, vous ne pouvez pas vous imaginer!" Die Brasilianerinnen etwa fallen da weit ab, auch wenn sie vielleicht im Schnitt etwas schöner sind. Aber von der Schönheit allein lebt ja bekanntlich auch ein Nachtclubbesitzer nicht.

Natürlich, die Marokkanerinnen weisen auch Nachteile auf. Tanzen können sie nicht, ihre Show ist meist gleich Null, und Striptease machen viele nur widerwillig. Und den Schweizern, die sie heiraten, können sie das Leben zur Hölle machen. Die armen Teufel, sagt Eisenbart, die sich auf sowas eingelassen haben. Er meint damit die Männer.

Eine deutliche Sprache sprechen die Zahlen. 163 Frauen aus Marokko erhielten im vergangenen Jahr legal eine achtmonatige Arbeitsbewilligung als sogenannte Artistinnen; zwischen 138 und 212 Bewilligungen waren es in den vorangehenden Jahren. Damit nehmen die Marokkanerinnen zahlenmässig den vierten Rang ein nach den Russinnen (351), Frauen aus der dominikanischen Republik (291) und Brasilianerinnen (203). Frauen, die illegal arbeiten oder durch Heirat eine B-Bewilligung erhalten haben, sind in diesen Zahlen nicht enthalten. Die allermeisten dieser Frauen werden von Agenturen in der Westschweiz rekrutiert; diese bemühen sich um die Bewilligungen und organisieren für die Tänzerinnen das Programm, das meist Auftritte in der ganzen Schweiz beinhaltet. Trotzdem finden sich die meisten Marokkanerinnen in Cabarets der Westschweiz. In Lausanne, so ein Kenner der Szene, gebe es keinen einzigen Nachtclub, in dem nicht marokkanische

Tänzerinnen auftraten. Paradoxe Weise befindet sich dort auch eine Moschee, die als landesweit bekannter Treffpunkt von Islamisten gilt. Die Koexistenz von leichten Mädchen und bärtigen "Frères Musulmans" aus derselben Region ist explosiv. Zu grösseren Zusammenstössen zwischen den beiden "Welten" ist es bis heute allerdings nie gekommen.

Nur gerade vier Tänzerinnen aus anderen arabischen Ländern erhielten im letzten Jahr eine Bewilligung. Dies ist erstaunlich, galt doch der Libanon traditionell als sehr liberales Land, und der orientalische Tanz hat in Ägypten eine lange Tradition. Woher also dieses Übergewicht der marokkanischen Tänzerinnen? Auch darauf gibt es nur Vermutungen. Zum einen gilt Marokko in dieser Hinsicht als eines der freiheitlichsten arabischen Länder überhaupt. Zwar ist Prostitution offiziell verboten, doch selbst in kleineren Städten finden sich Bordelle, und in den grossen Metropolen und Touristenzentren wie Casablanca, Marrakesch und Agadir floriert das älteste Geschäft der Welt. Casablanca gilt gar als eine der Lieblingsdestinationen von reichen Saudiarabern, die der moralischen Strenge in ihrem eigenen Land zu entfliehen trachten. Da gibt es ferner die Tradition der "Chikhât": Bei Hochzeiten, Beschneidungszeremonien und ländlichen Festen zu Ehren eines Lokalheiligen treten Frauen auf, die auf ausgelassene Weise tanzen und singen; gelegentlich sind sie wohl auch für anderes zu haben. Nicht zuletzt wird im Lande König Hassans ein sehr toleranter Islam praktiziert, der mit den rigorosen Formen in anderen Ländern nichts zu tun hat. Eine Rolle spielt schliesslich der Umstand, dass marokkanische Tänzerinnen seit über 20 Jahren in der Schweiz auftreten und selber Nachwuchs rekrutieren: Nicht selten ziehen sie ihre Schwestern, Freundinnen und Bekannten ins Geschäft und verdienen sich dabei eine anständige Provision. Die Anfragen aus Marokko - so ein Agent - überstiegen auf jeden Fall immer die Bewilligungs-kontingente.

Badiaa Lemniai, Tanzlehrerin in Basel, ist ein wenig ratlos, was ihre Landsfrauen angeht, die in Nightclubs arbeiten. Zwischen diesen Girls und der Handvoll Frauen, die an verschiedenen Orten der Schweiz orientalischen Tanz unterrichten, gebe es kaum Kontakte. Das seien zwei verschiedene Welten, meint Lemniai, die ursprünglich aus Marrakesch stammt. Nur schwer verstehen kann sie allerdings, dass ausgebildete Tänzerinnen oft nur mit Mühe ein Visum erhalten können, während für "Artistinnen" ein Kontingent bereitsteht. Aber eben: Es geht ums Sexgeschäft, und das scheint, Krise hin oder her, immer noch bestens zu florieren.

Mitarbeit: Saida K. und Lisa Abd'Rabbou

